

XVI. Studiendirektor der Handelshochschule in Köln

In Köln kannte ich nur zwei Herren und ihre Bekanntschaft hatt ich erst während der Berufsverhandlungen gemacht. Es waren die beiden Männer, mit denen ich in meiner neuen Stellung am meisten zu tun hatte. Der eine war mein unmittelbarer Vorgesetzter, Oberbürgermeister Becker. Seine Persönlichkeit hatte stark dazu beigetragen, dass ich auf das Kölner Anerbieten einging. Er war ein Mann von grösster Schlichtheit, der alsbald Vertrauen einflösste. Auf dem Boden der Rheinischen Städteverfassung, die dem Oberbürgermeister in seinem Bereich – im Gegensatz zu der sonst in Preussen geltenden Magistratsverfassung – eine monarchische Stellung einräumte, haben sich manche Herrschertalente entwickelt. Zu ihnen kann Oberbürgermeister Becker gezählt werden, der nicht nur Vorsitzender des Rheinischen Landtages, sondern auch stellvertretender Vorsitzender des preussischen Herrenhauses war. Das Geheimnis, dass jemand, der nicht Rheinländer und nicht katholisch war, 21 Jahre lang an der Spitze des „heiligen Köln“ sich mit reichem Erfolg betätigen konnte, scheint mir in Dreierlei seine Erklärung zu finden. Er hatte nicht den Ehrgeiz persönliche Pläne zu verwirklichen. Er prüfte vielmehr sorgsam die Projekte, die an ihn herangebracht wurden, und entschloss sich nicht leicht zu einer Aufgabe von grösserer Bedeutung. Wenn er es aber tat, dann wurde sie mit stürmischer Energie gefördert, sodass er schon dadurch der Widerstände Herr wurde, dass er in der Ausführung immer weiter war, als man annahm. Dazu gehörte endlich, dass er – wie er selbst sagte – mit dem Verlassen des Rathauses alle amtlichen Gedanken und Sorgen hinter sich liess, was viel dazu beitrug, sich frisch zu erhalten. Das Zusammenarbeiten mit diesem ungewöhnlichen Mann verlieh dem Anfänger und Fremdling erst den festen Halt, ohne den die Fülle der neuen Arbeit nicht hätte geleistet werden können. Natürlich hat es auch an Meinungsverschiedenheiten nicht gefehlt; aber niemals hat es eine ernstliche Differenz gegeben und niemals ist mein Vertrauen erschüttert worden.

Der zweite mir schon bekannte Mann, war der bedeutende Gegenspieler von Oberbürgermeister Becker: der Reichstagsabgeordnete Karl Trimborn. Eines Tages, als ich in meiner Berliner Bude an der Arbeit sass, klopfte der einflussreiche Zentrumsmann, ein echter Kölner, an meine Tür, und es entwickelte sich eine mehrstündige, bald ernste, bald heitere Unterhaltung. Sie drehte sich natürlich um die neue Handelsschule, gegen die sich noch vor wenigen Jahren die Kölnische Volkszeitung ausgesprochen hatte, und um meine bevorstehende Tätigkeit. Trimborn vertrat die Zentrumsansprüche mit verbüffender Offenheit, und ich antwortete ihm in gleicher Art. Ich legte ausführlich dar, dass eine Experiment, wie die neue Hochschule es darstelle, den Erwünschten Erfolg nur haben könne, wenn sie nach rein sachlichen Gesichtspunkten organisiert und geleitet werde; nichts könne ihr mehr schaden, als in den politischen Streit der Parteien hineingezogen zu werden; das sei viel schlimmer für eine Handelshochschule als für eine Universität. Trimborn stimmte mir schliesslich zu und versprach seine Unterstützung, bat aber Rücksicht darauf zu nehmen, dass er seine Stellung im Reichstag und seinen Einfluss bei den Behörden nur erhalten könne, wenn er sich für das, wofür er im Reichstag kämpfe, auch in seiner Heimatstadt einsetze. Ich hatte den Eindruck einer mit vielen guten Witzen gewürzten Waffenstillstandsverhandlung, die für einige Zeit Ruhe erwarten liess, aber kaum einen dauernden Frieden versprach. Im Fortgehen sagte Trimborn: „Ich habe immer denken müssen, wenn es doch den

Luther nicht gegeben hätte, dann wäre die ganze lange Unterhaltung nicht nötig gewesen“. Ich erwiderte, ich hätte die Unterredung nicht missen mögen.

In Köln stand ich Aufgaben gegenüber, die nicht nur für mich sondern zum Teil überhaupt neu waren. Hatte ich auch in den letzten Jahren viele Vorträge gehalten, so war doch die Lehrtätigkeit als solche für mich etwas Neues; dasselbe galt nicht minder von Allem, das zur Leitung einer Hochschule gehörte. Aber das machte mir zunächst keine Sorge. Denn die Hochschule war ja noch garnicht vorhanden. Sie musste erst geschaffen werden. Und das war eine Aufgabe, die nicht nur für mich, sondern überhaupt neu war.

Es hatte zwar an Hochschulen für den Handel bisher nicht ganz gefehlt. Schon 1767 war in Hamburg durch Busch eine „Handelsakademie“ ins Leben gerufen worden. Sie diente dem Kampf gegen das Merkantilsystem und verschwand wieder mit diesem System bald nach dem Tode ihres Begründers. Mit der Erringung der Freiheit des Handels erlosch das Streben nach umfassender Bildung des Kaufmannsstandes. Erst mit der stärkeren Entwicklung der Maschinen-Industrie machte sich ein neues Streben nach „Bildung der höheren produktiven Klasse“ geltend. 1821 wurde in Berlin neben der Bauakademie eine besonderes „Gewerbeinstitut“ ins Leben gerufen; beide wurden 1879 zur Technischen Hochschule in Carlsberg zusammengefasst. Im selbren Jahr und zwar am Tage der goldenen Hochzeit des Kaiserpaares machte Gustav Mevissen seine Stiftung zur Begründung einer Handels-Hochschule in Köln.

Ihr lagen drei Gedankengänge zu Grunde, die ihrem Stifter aus seiner Tätigkeit als einer der Hauptgeberorganistoren des neuzeitlichen rheinischen Wirtschaftslebens erwachsen waren. Einmal sah er deutlich, dass der Aufbau der nationalen Industrie in Deutschland noch lange nicht beendet war. Er erforderte noch viele Kräfte, zumal da die Aufgabe nicht leichter, sondern schwerer wurde. Die bisherige Bildung reichte für „ein in festen Geleisen gehendes Geschäft“ noch aus, aber nicht „zu frischen, neuen Schöpfungen“. Auch aus allgemeinen Gründen hielt Mevissen eine „Veredelung der Erwerbstätigkeit“ für nötig. „Die Einseitigkeit bloß materieller Entwicklung“ habe in steigendem Masse Bedenken. Man müsse dahin streben, „die in nur zu vielen Fällen noch bestehende Kluft zwischen Bildung und Besitz zu überbrücken“. Die materielle Tätigkeit erhalte erst ihre Weihe, „indem sie dem gestigen Leben den Weg bahnt und ihre Mittel zu seinem Dienst verwendet“. Man müsse vor allem „den falschen Glauben“ besiegen „dass die universelle Bildung die Lust und Liebe zur Arbeit, Ordnung und Pünktlichkeit untergrabe“.

Zu diesen beiden Gründen allgemeiner Art kam schliesslich ein lokaler hinzu. Köln war zwar die angesehenste Handelsstadt am Rhein, aber als alte Reichsstadt war es nicht fürstlicher Stiftungen teilhaftig geworden. In Bonn bestand eine Universität, in Aachen eine Technische Hochschule, in Düsseldorf eine Kunstakademie, und in Koblenz hatte die Zivil- und Militärverwaltung der Provinz ihren Sitz. Auch Köln sollte zu einem „Mittelpunkt wissenschaftlichen Lebens und Strebens“ werden.

Das bedeutete nach Mevissen aber nicht, dass in Köln eine neue Universität ins Leben gerufen werde. Er hielt vielmehr die Universität für ungeeignet, Kaufleuten eine höhere Bildung zu vermitteln. Denn die Universität sei „einerseits, fast ausschliesslich“ auf die Entwicklung des Erkennens gerichtet;

darauf beruhe ihre Haupteigenart, die eine geringe Schätzung der auf Schaffen und Erwerb gerichteten Tätigkeit mit sich bringe; daraus entwickle sich auch die akademische Freiheit, die den Sinn für Sparsamkeit, Pünktlichkeit und Ordnung gefährde. Deshalb stehe die Universität nicht nur infolge ihrer geschichtlichen Entwicklung, sondern kraft ihrer wesentlichen Eigenart, „mit den Grundzügen und Anschauungen, wie sie in den kaufmännischen Kreisen herrschen, nicht im Einklang, in manchen Beziehungen selbst in vollster Dissonanz“. Es sei deshalb nötig, für Handel und Industrie eine besondere neue Hochschule ins Leben zu rufen. Sie müsse „geistig und in der Methode des Unterrichts auf gleicher Höhe mit der Universität stehen“, aber im Unterschied von ihr „die hohe Bedeutung des Verkehrs, der vermittelnden und materiell schaffenden Tätigkeit vollauf zu würdigen wissen“.

Als Mevissen 1899 seine Stiftung machte, war es ihm klar, dass diese Aufgabe „nur nach hartem Kämpfen mit den im Bestehenden wurzelnden einseitigen Anschauungen“ gelöst werden könne. Weder die Stadt noch die Provinz noch der Staat zeigte ein Interesse für die Lösung. Auch die öffentliche Meinung verhielt sich ablehnend. Insbesondere die rheinische Kaufmannschaft war gegen Hebung des Bildungsniveaus der kaufmännischen und industriellen Kreise. Der streitbare Freiherr v. Stumm erklärte sogar „unter dem Beifall zahlreicher Industrieller“, „dem Kaufmann und Industriellen könne die Berührung mit der Wissenschaft nur zum Schaden gereichen“.

Erst Ende des Jahrhunderts bahnte sich ein Umschwung an, und die Entwicklung im fernen Osten öffneten den Blick für die internationalen Wirtschaftsprobleme, mit denen sich das deutsche Volk befassen musste, ob es wollte oder nicht. Zugleich war die Frage der Ausgestaltung der kaufmännischen Bildung zu einem internationalen Problem geworden. In den Vereinigten Staaten wie in England, in Italien wie in Belgien war ein Interesse für Handels-Hochschulen aufgelebt. Für sie hatten sich der aus dem Kaufmannsstand hervorgegangene englische Kolonialminister Joseph Chamberlain und der englische Premierminister Balfour, Amerikaner wie Rockefeller und Carnegie, der reiche italienische Warenhausbesitzer Bocconi und der belgische Grossunternehmer Solvay als Stifter oder Vermittler von Stiftungen eingesetzt.

1896 wurde auch in Leipzig der erste Schritt in Deutschland zur Verwirklichung dieser Pläne unternommen. Angehenden Kaufleuten wurde unter gewissen Voraussetzungen das Recht eingeräumt, an einigen Vorlesungen der Universität als Hörer teilzunehmen; zugleich wurden von Lehrkräften der seit langen bestehenden Handelsschule Lehrkurse in den kaufmännischen Fertigkeiten abgehalten. Ähnlich wurde zwei Jahre darauf ein „Kursus für Handelswissenschaften“ an der Technischen Hochschule in Aachen eingerichtet. Jetzt war es meine Aufgabe, eine selbständige Anstalt ins Leben zu rufen und zwar eine Hochschule, die „auf gleicher Höhe mit der Universität steht“. Eine neue Handelsschule zu schaffen, war einfach und für mich ohne Interesse. Den Hochschulgedanken zu verwirklichen war die Hauptschwierigkeit, aber auch der Hauptreiz.

Mir lag besonders am Herzen, den Unterricht nach der Seite des Aussenhandels und der Grossindustrie weiter auszugestalten. Zu diesem Zweck mussten Volkswirtschaftslehre und Handelsbetriebslehre weiter ausgebaut, sowie Geographie (nebst Warenkunde) und Maschinenkunde (mechanische Technologie) in den Lehrplan aufgenommen und von den Sprachen Englisch besonders gepflegt werden. In der Volkswirtschaftslehre wandte ich mich an Professor Schmoller. Er empfahl mir

sehr seinen talentvollen Schüler Dr. Eckert, der sich gerade mit einer Arbeit über die Entwicklung der Rheinschiffahrt habilitiert habe und als Rheinländer und Katholik besonders gut nach Köln passe.

Schwieriger war die Gewinnung einer neuen Lehrkraft in der Betriebswirtschaftslehre, da sie im wesentlichen in dem stecken geblieben war, was man in den Vereingten Staaten als „office rules“ bezeichnete. Eine für die Hochschule geeignete Lehrkraft war nicht zu haben. Doch glaubte ich jemanden gefunden zu haben, der das werden konnte, was nötig war. Er vereinigte kaufmännische Praxis mit theoretischer Durchbildung, musste aber noch einige Zeit zu ruhigem Ausreifen haben. Ich ging deshalb zum stellvertretenden Präsidenten der Kölner Handelskammer, Kommerzienrat Seligmann, dessen Name ich unter dem Prüfungsvermerk der meisten Bilanzen der grossen Kölner Unternehmungen gefunden hatte. Ich erlaubte mir die Frage, wie eine solche Prüfung durchgeführt werde. „Sie berühren die wundeste Stelle in meiner Tätigkeit“. „Mich führt der Wunsch hierher, sie zu heilen“. Ich frage, ob es nicht zu erreichen sei, dass ein Lehrstuhl für Bilanzprüfung von der Handelskammer gestiftet werde; wir stünden auf diesem Gebiet hinter den Vereinigten Staaten und auch England auffallend zurück. Einen für diese Aufgabe geeigneten jungen Mann glaubte ich gefunden zu haben. Er heisse Eugen Schmalenbach. Auf meinen Vorschlag wurde eingegangen; auch Schmalenbach liess sich für ihn gewinnen. Er wurde Privatdozent an der Handels-Hochschule, bald angestellter Professor, schliesslich Haupt einer Schule, aus der die meisten tüchtigen Treuhändler in Deutschland hervorgegangen sind.

Im weiten Rahmen der Wirtschaftswissenschaften kam ein Gebiet, das allgemein und durch die deutsche Sozialgesetzgebung sehr erhöhte Bedeutung gewonnen hatte, nicht zu seinem Recht: die Versicherung. Sie erhielt daher eine Sonderstellung. Für die Versicherungswissenschaft habilitierte sich an der Handels-Hochschule Dr. Paul Moldenhauer; er entwickelte sein Versicherungs-Seminar zum Mittelpunkt dieses Spezialfachs und wurde später Reichshandelsminister und lebenslänglich mein Freund.

Die Industrie hatte mit dem Aufkommen der Maschine und der Entwicklung der Chemie immer engere Beziehungen zu den naturwissenschaftlich-technischen Fächern gewonnen. Es gehörte zwar nicht zu den Aufgaben der Handels-Hochschule, Einzelkenntnisse zu vermitteln, die für den Ingenieur und Chemiker Erschaffer technischer Werte nötig sind; aber für den kaufmännischen Tätigen war es wichtig geworden, ein Verständnis für ihre Leistungen durch Einführung in die Grundgesetze technischer Arbeit heranzubilden. Der Mangel solchen Verständnisses erschwerte die notwendige Zusammenarbeit von Kaufleuten und Technikern. Darum wandte ich mich an Professor Riedler von der Technischen Hochschule in Charlottenburg, der für solche Organisationsfragen ein Interesse betätigt hatte, und bat ihn um einen Schüler, der den nötigen weiten Gesichtskreis und die nötige praktische Erfahrung für die Durchführung dieser Aufgabe habe. Er entsprach meiner Bitte mit freundlicher Zustimmung und empfahl mir einen Herrn, der fünf Jahre bei Siemens und Halske tätig war. Es war nicht leicht, die Selbstbescheidung aufzubringen, welche die Lösung dieser schwierigen Aufgabe erforderte.

Nicht minder lag mir am Herzen, den verbreiteten binnenländischen Geist zu weiten. Von der Grösse und Buntheit des Erdballs fehlte oft eine ausreichende Vorstellung. Dem Lehrkörper musste

daher ein Geograph angehören, der sich den für Verkehr und Handel wichtigen Teilen seines Faches besonders zuwandte. Herr Professor Hassert in Tübingen wurde hierfür gewonnen.

Grosse Schwierigkeiten machte der Sprachunterricht. Um den Hochschulcharakter zu wahren, ohne den praktischen Nutzen zu gefährden, sollten bei den Hauptsprachen, ganz besonders Englisch, unter der Leitung eines deutschen Professors, der auf der Höhe der Sprachwissenschaft stand, junge ausländische Dozenten als Lehrer tätig sein. Auch für diese Aufgabe die Lehrkräfte zu gewinnen, war nicht leicht. Aber doch konnte der Unterricht bald in mehreren Sprachen erteilt werden.

Eine Besonderheit der Handels-Hochschule war die Heranziehung von Lehrkräften aus anderen Berufen. Vor allem geschah das in der Rechtslehre. Hier galt es natürlich nicht, die jungen Kaufleute in den Stand zu setzen, in schwierigen Rechtsfragen den Rat eines erfahrenen Juristen entbehren zu können. Die Fälle des streitig werdenden Rechts, die für den Richter und auch den Rechtsanwalt voranstehen, bilden für den Kaufmann Ausnahmen, die zu verringern er bestrebt sein muss. Ihn interessiert aber das Recht des täglichen Geschäftslebens, das ihm mannigfache Beschränkungen auferlegt, aber ihn auch mit Befugnissen ausstattet, die oft unbekannt bleiben. Es galt daher Rechtsanwälte heranzuziehen, die mit dem Aufbau der grossen Organisationen des Wirtschaftslebens vertraut waren. Es gelang, hervorragende Kräfte zu gewinnen.

Die öffentlichen Vorlesungen wurden ganz auf diesem Leihprinzip aufgebaut. Neben den in Köln tätigen wissenschaftlichen Beamten waren es in erster Linie Professoren der Bonner Universität, welche sich für die dankbare Aufgabe zur Verfügung stellten.

Die nichtöffentlichen Vorlesungen fanden allgemein in Übungen ihre Ergänzung. Sie verfolgten zum Teil den Zweck, dem Studierenden die verständnisvolle Aneignung des vorgetragenen Stoffes zu erleichtern und ihm die Fähigkeit zu geben, sich geläufig und präzise über die behandelten Fragen auszusprechen. Zu diesem Zweck wurden mit Hauptvorlesungen ungezwungene Besprechungen verbunden, welche wachsen und zu eigener Urteilsbildung anleiten sollten. Ein weiteres Ziel steckte sich ein anderer Teil der Übungen. Vor allem das Volkswirtschaftliche Seminar sollte Gelegenheit bieten, für den Industriellen und den Kaufmann wichtige Fragen mit den Studierenden eingehender zu behandeln, als es in den Vorlesungen möglich war, und die Besseren unter ihnen zu selbständiger Arbeit anzuleiten. Dabei ist es von entscheidender Bedeutung, dass die Aufgabe sorgfältig den Fähigkeiten und Neigungen des Einzelnen angepasst wird, und dass dem Referat des Studierenden eine eingehende Fragen – nicht einseitig durch den Leiter, sondern im belebendem Wechselspiel von Frage und Antwort – einschliesst, sodass ein abgerundetes Gesamtbild entsteht. So kann das Seminar zum Mittelpunkt des Unterrichts werden. Aus den in meinem Seminar im Laufe eines Jahres behandelten Themen, die im 1903 erschienenen Bericht der Handels-Hochschule aufgeführt sind, seien hier beispielshalber die ersten sechs aufgeführt:

Entwicklung des Reishandel im letzten Jahrzehnt.

Organisation und Bedeutung der Bremer Baumwollbörse.

Neueste Entwicklung des internationalen Steinkohlehandels.

Gegenwärtige Lage der Zuckerindustrie und des Zuckerhandels in Deutschland.

Entwicklung des Rohseidenhandels.

Tabakhandel und Tabakindustrie in Deutschland

Diese Seminarartätigkeit wurde zum Schwerpunkt meiner Kölner Lehrtätigkeit. Mit manchem Teilnehmer haben sich freundschaftliche Beziehungen angeknüpft, die Jahrzehnte hindurch bestanden haben. Mit dankbarer Genugtuung gedenke ich der fruchtbaren gemeinsamen Arbeit.

Sie fand noch eine Ergänzung in den Besichtigungen gewerblicher Anlagen. Mehr als vierzig wurden von uns in den ersten beiden Jahren besucht. Durch sie konnte man eine so lebendige Anschauung des deutschen Wirtschaftslebens gewinnen wie sonst nirgends. Ähnlich umfassend war solcher Anschauungsunterricht noch nicht unternommen worden. Auch ich habe durch diese Besichtigungen erst ein lebendiges Bild der deutschen Wirtschaft insbesondere des rheinisch-westfälischen Industriereviere gewonnen: sie machten nicht nur mit den grossartigen, in schneller Entwicklung begriffenen Anlagen bekannt, sondern auch mit ihren tatkräftigen Leitern und pflichttreuen Arbeitern. Jeder solche Ausflug erforderte sowohl als solcher, als auch sachlich sorgfältige Vorbereitung denn ich betrachtete es als meine Aufgabe, das Geschehene und Gehörte regelmässig an Ort und Stelle in einer Dankrede zusammenzufassen und zu würdigen. Diese Ausflüge waren schöne Höhepunkte meiner Kölner Tätigkeit.

Es gelang in acht Wochen, das Ganze soweit zu fördern, dass die neue Hochschule am vorgesehenen Tage ihre Pforten öffnen und ihr erstes Semester beginnen konnte. Wenige Tage darauf war die Eröffnungsfeier, bei der ausser der einleitenden Rede des Oberbürgermeisters, und der Festrede des Studiendirektors der preussische Minister für Handel und Gewerbe, die Rektoren der Universität Bonn und der Technischen Hochschule Aachen, der Präsident der Kölner Handelskammer, sowie der Vorsitzende des deutschen Verbandes für kaufmännisches Unterrichtswesen und der Vorsitzende des Verbandes der kaufmännischen Vereine in Köln Begrüssungsansprachen hielten. Der Anfang war befriedigend und vielversprechend.

Und doch öffnete diese Feierlichkeit mir die Augen für Mancherlei. Ich merkte, dass die grundsätzliche Stimmung gegen den Handels-Hochschul-Gedanken noch keineswegs überwunden war. Mevissen war nicht ein Repräsentant der Kaufmannschaft Kölns. Er war eine singuläre Erscheinung, die manchem unbequem, vielleicht auch unverständlich war. Einen Nachwuchs heranzuziehen, der gebildeter war als man selbst, war ein ungemütlicher Gedanke.

Glücklicherweise gab es Ausnahmen. Zu ihnen gehörte vor allem – natürlich abgesehen vom Oberbürgermeister – der Vorsitzende des genannten Verbandes der kaufmännischen Vereine in Köln, der aus Schwaben stammende Kaufmann Karl Bosch, Vater des Mannes, der zusammen mit Professor Haber das wichtigste Verfahren zur Gewinnung des Luftstickstoffs entwickelt hat und zum Generaldirektor des grossen Farben-Konzerns emporstieg. Er war der wärmste Anhänger des Handels-Hochschul-Gedankens, sah aber auch alle Schwierigkeiten, die zu überwinden waren. Er sagte in seiner Begrüssungsrede: „Selbst die mutigsten unter uns wagten nicht zu hoffen, dass die Handels-Hochschule

in absehbarer Zeit zustande kommen würde. Wir sehen zwar, wie durch das Wachsen der kaufmännischen und industriellen Grossunternehmungen der Bedarf an akademisch vorgebildeten Verwaltungsbeamten und Geschäftsleitern wuchs, aber auch, wie ein Widerstand, der das Bedürfnis nach akademischer Vorbildung für den Kaufmann nicht anerkennen wollte und in der Praxis das einzige Heil sah, zu überwiegen schien“. Karl Bosch, der die Kölner Handelskammer neben ihrem Präsidenten im Kuratorium der Handels-Hochschule vertrat, war mein treuester, nie versagender Mitarbeiter in der Kölner Kaufmannschaft.

Neben Karl Bosch, der dem Handel angehörte, war der Kölner Industrielle Ernst Leyendecker, der mein Vertrauen besonders gewann. Er hatte eine vom Vater ererbte Fabrik für Bleiprodukte Weltruf verschafft und verband mit einem offenen Blick für die Bedürfnisse der Zeit, insbesondere die sozialen, ein hilfsbereites Herz für seine Mitarbeiter und den arbeitenden Teil der Bevölkerung. Wie kein anderer in Köln war er anregend und fördernd tätig. Sein Ausspruch: „Der Rat und Zuspruch des Chefs vermag viel – die Tat noch mehr!“ kennzeichnete den Mann, der auch für die Handels-Hochschule ein tiefes Verständnis hatte und auf den ich grosse Hoffnungen setzte. Leider wurde er nach wenigen Monaten durch einen Unfall in seiner Fabrik im 49. Lebensjahr aus seiner erfolgreichen Tätigkeit herausgerissen. Seinen Tod empfand ich als einen schweren Verlust.

Natürlich waren die Gedanken, aus denen die Stiftung der Handels-Hochschule hervorgewachsen war, in der Familie Mevissen lebendig. Der Stifter selbst war 1899 gestorben. Er hatte im Testament seine Stiftung von 1879 so erhöht, dass die zur Verwirklichung nötig erachtete eine Million Mark mit einem von den Stadtverordneten einmütig bewilligten Zuschuss erreicht worden war. Frau v. Mevissen habe ich zu meiner Freude noch kennen gelernt; sie starb aber wenige Monate nach meiner Übersiedlung nach Köln. Verantwortlich für Mevissens geistiges Erbe fühlte sich vor allem – männliche Nachkommen waren nicht vorhanden – die zweitjüngste seiner fünf Töchter, Mathilde, die dem Vater wohl am ähnlichsten war. Doch sie fand ich reizende Aufnahme im alten Familienhaus; sie nahm an allen Freuden der Entwicklung der neuen Hochschule teil und hatte stets, wenn nicht alles so ging, wie es erwünscht war, ein aufmunterndes und tröstendes Wort. Ihr habe ich es zu danken, dass das Bild ihres Vaters in mir lebendig wurde, noch ehe die grosse Biographie Professor Hansens erschien.

Zum Glück übertraf die Entwicklung die Erwartungen. Daraus erwachsen Schwierigkeiten, an die ich nicht gedacht hatte. Köln hatte als Festungsstadt eine eng zusammengedrückte Bevölkerung und das war auch durch die Anlage der breiten Ringstrasse nur äusserlich etwas besser geworden. Es war wohl auf einen kurzfristigen Fremdenverkehr eingerichtet, aber nicht was Wohnung und auch Verpflegung anlangt, auf Zuzug von Dozenten und Studenten, wie er jetzt in einem eng umgrenzten Teil der Stadt erfolgte. Auch ich musste mich vier Monate mit einem Unterkommen begnügen, das in jeder Beziehung unter der bescheidenen „Bude“ lag, die ich in meiner Berliner Zeit gehabt hatte. Ich stand anfangs hilflos diesen unerwarteten Schwierigkeiten gegenüber. Schliesslich entschloss ich mich, da möblierte Zimmer in geeigneter Lage nicht zu haben waren, mir eine eigene Ausstattung zu beschaffen. Meine neue Wohnung lag im Hause eines bemittelten kinderlosen Ehepaars. Der Mann war Landgerichtsdirektor. Er führte ein gemächlicheres Leben als seine Kollegen in Berlin, was darauf zurückzugehen schien, dass im rheinischen Gebiet des französischen Zivilrechts die mündliche Verhandlung noch voll in Übung war; ich habe in Köln Verhandlungen beigewohnt, die an Cicero erinnerten. Diese Gepflogenheit hatte zur Folge,

dass auf jeden Richter eine geringere Zahl von Urteilen entfiel. In den Gerichtsferien verreisten die Hausbesitzer regelmässig. Sie waren oft in Paris gewesen, hatten Berlin aber noch nicht kennen gelernt und werden es auch kaum kennen gelernt haben.

Ich war bei ihnen sehr nett aufgehoben. Als „unmöblierter Herr“ hatte ich für eigene Sachen zu sorgen. Es war mir eine grosse Freude, das nach Zeichnungen meines Bruders tun zu können. Das schuf ein gewisses heimatliches Gefühl

Die schnell aufsteigende Entwicklung, die das der Hochschule zugewiesene stattliche Schulgebäude bald als zu eng erwies, brachte die Kritik, zu der anfangs viel Anlass war, zum Schweigen; überall begegnete man freudigem Erstaunen. Die Handels-Hochschule schien in den Stolz des Kölner Bürgers aufgenommen zu werden. Als sie im Frühjahr 1903 zum ersten Mal ihren zweijährigen Studiengang schloss, war die Zahl der immatrikulierten Studenten auf 198 und die aller Besucher der Vorlesungen auf 1537 angewachsen. Manche Namen von gutem Klang in der deutschen Volkswirtschaft haben in den Immatrikulationslisten der ersten Semester der Handels-Hochschule gestanden.

Am deutlichsten kam die Stimmung darin zum Ausdruck, dass die Stadtverordneten-Versammlung alle meine Forderungen für die Handels-Hochschule bewilligte. Auch hatte ich bei meiner Berufung keinen Wert darauf gelegt, dass meine Anstellung in Köln zu einer Lebenslänglichen gemacht werde. Ich wollte mir volle Freiheit bewahren. Jetzt, als die Handels-Hochschule durch die Kinderkrankheiten glücklich hindurch war, war das anders. Ich war daher erfreut, dass meine Stellung in eine lebenslängliche (mit Pensionsberechtigung) umgewandelt wurde.

Trotzdem machte mir eine andere Anerkennung, die nicht aus der Entwicklung gewissermassen von selbst wuchs, noch grössere Freude. Ich erhielt den Besuch einer ganzen Reihe von Ausländern, die sich für die „deutschen Hochschul-Experimente“ interessierten. Es waren Männer von vielfältiger Erfahrung und allerlei Verdiensten, wie etwa Professor Ashley, der spätere Organisator der „Faculty of Commerce“ in der neuen Victoria-University in Birmingham. Auch brachte die „Times“ einen fast drei Spalten langen Artikel, der die Kölner Handels-Hochschule als ein Vorbild hinstellte.

Ganz besonders aber freute mich, was Professor Ashley mir persönlich – gleichermassen als Ergebnis unserer langen Unterredungen – mitteilte. Er schrieb: „While we train merchants to compete more intelligently, we also do something to increase the economy of production and so add to the whole world's store of wealth, and we enable men of business to perform their political and social duties better, and that again is a common interest. So that I hope the schools will do something to cultivate an international amity. As for myself, I have long regarded the economic and colonial development of Germany as an inevitable and desirable outcome of her situation: and I have long been in favour of a more distinct recognition on the part of Englishmen of the common interests that may appear divergent“. Diese Worte von Sir William Ashley wurde im Anschluss an die Begründung der Universität in Birmingham geadelt – haben mich mehr erfreut, als die bald darauf erfolgende Verleihung der grossen goldenen Medaille für die Organisation der „ersten selbständigen Handels-Hochschule“ auf der Weltausstellung in St. Louis.

Nahmen Aufbau und Ausbau der Handels –Hochschule meine Zeit auch in erster Linie in Anspruch, so waren damit meine Aufgaben natürlich nicht erschöpft. Ich war ja auch Professor und hatte Vorlesungen zu halten. Darauf hatte ich mich weder in Berlin noch in Köln im Voraus vorbereiten können. Der Beginn meiner Lehrtätigkeit in Köln stand daher in starkem Gegensatz zum normalen Anfang einer akademischen Laufbahn. Ein Privatdozent kann sich das Thema seiner Vorlesung frei wählen. Es ergibt sich aus seinen bisherigen Studien. Solche Beschränkung verleiht ein Gefühl der Sicherheit, das belebend auf den Vortrag wirkt. Hier wurzelt vielleicht der Hauptgrund für die Verbindung von Lehr- und Forschungstätigkeit; sie hebt die Lehrtätigkeit in eine wirkungsvolle Sphäre. Hinzukommt, dass solche Vorlesung weniger Mühe macht und daher mehr Zeit für weitere Studien lässt.

Von alledem konnte in Köln nicht die Rede sein. Ich musste das lesen, was dem Zwecke der neuen Hochschule am meisten diente. Von dem Gesichtspunkt aus ergab sich Zweierlei: Der Student musste einerseits mit den Besonderheiten der Wirtschaft im Ausland vertraut werden und ihm andererseits, als Gegengewicht zum gewünschten Streben, ein Verständnis für die soziale Aufgabe der Zeit vermittelt werden. Darum las ich eine auf eigenen Studien beruhende Vorlesung über nordamerikanische Wirtschaftsprobleme und andererseits eine über Sozialpolitik Englands, die in der Hauptsache eine Wiedergabe der Darstellung der englischen Sozialgesetzgebung war. Es kam hinzu, dass es in Köln keine Bibliothek gab, wie sie die neue Aufgabe erforderte; auch sie musste erst geschaffen werden.

In diesem einstweilen nicht abzuändernden Zustand erhielt ich meine Ernennung zum ausserordentlichen Professor an der Universität Bonn, mit der Auflage, mit meinen Vorlesungen dort alsbald zu beginnen. Das war aber noch nicht alles. Es war schon in Berlin, wie ich erwähnte, davon gesprochen und in Zeitungen darüber geschrieben worden, ich solle Lehrer des Kronprinzen in Volkswirtschaftslehre werden. Ich hatte mich darum nicht weiter gekümmert. Doch hatte ich – noch in Berlin – am 29. Dez. 1900 von Schmoller ein Schreiben bekommen, er sei von Althoff beauftragt worden, mir mitzuteilen, dass ich „vom Kultusministerium für Vorträge vorgeschlagen werde, welche in Bonn dem Kronprinzen zu halten sind.“ Wünsche ich Näheres zu wissen, solle ich mal vorbeikommen. Er setzte voraus, dass ich nicht ablehne; sei dies doch der Fall, so sei sofortige Nachricht an Althoff nötig. Ich ging natürlich alsbald zu Schmoller und erfuhr durch ihn, es sollten dem Kronprinzen fünf zweistündige Semester-Vorlesungen über Volkswirtschaftslehre gehalten werden. Althoff sei dafür gewesen, ich solle sie alle halten; das würde aber meine Stellung in Bonn unerträglich machen; es sei daher zu meinem Glück durchgesetzt worden, dass die drei ordentlichen Professoren für Volkswirtschaftslehre je eine Vorlesung hielten und ich ausserdem die beiden anderen und zwar die wichtigsten, nämlich Allgemeine Volkswirtschaftslehre und Volkswirtschaftspolitik (mit Ausnahme von Agrarpolitik). Diese Vorlesungen, die wahrscheinlich erst Ostern übers Jahr beginnen würden, müssten natürlich die Hauptsache meiner Tätigkeit bilden; ich würde in Köln entlastet werden. Einstweilen sei allerdings noch nichts sicher bestimmt. Althoff sei verreist.

Von diesem Plan hatte ich dann in Berlin nichts weiter gehört, auch zunächst in Köln nichts. Vier Tage nach der Eröffnung der Handels-Hochschule fand aus Anlass der Immatrikulation des Kronprinzen in Bonn ein Allgemeiner Studentenkommers statt, an dem mit dem Kronprinzen der Kaiser teilnahm. Bei diesem Kommers war ich mit meinem Freunde Karl Hampe unter den Zuschauern. Der Höhepunkt war eine Rede des Kaisers, die einzige, die ich von ihm gehört habe. Sie war ausserordentlich wirkungsvoll.

Hampe und ich fragten uns, wer in Deutschland durch eine Rede von noch nicht einer halben Stunde einen so starken Eindruck zu machen vermöge; wir wussten keinen. Wir fragten uns weiter, worin die starke Wirkung begründet sei. Es war nicht der Inhalt; Auch die Stimme hatte keineswegs etwas besonders Gewinnendes. Das Ungewöhnliche war die Kunst der Pause. Durch sie wurde den Worten ein eigentümlicher Nachdruck gegeben. Jeder, der die Rede gehört hat, wird sich diese Art des Sprechens, der ein starkes Selbstbewusstsein zu Grunde lag, in der Erinnerung behalten haben.

Monate vergingen, und ich hörte nichts weiter von meinen Vorträgen. Es waren Monate erregter wirtschaftlicher Erörterungen. In ihrem Mittelpunkt stand der englische Kolonialminister Joseph Chamberlain. Er stammte nicht aus einer der grossen englischen Familien; aus kleinen Verhältnissen war er zum Bürgermeister von Birmingham emporgestiegen und schliesslich Kolonialminister geworden. Er war es, der den Plan aufgriff, das bisherige lose Bündel englischer Kolonien zu einem „Empire“, einem geschlossenen Organismus mit Schutzzöllen nach aussen und Vorzugszöllen im innern auszugestalten. Gegen diese „imperialistische“ Politik Englands erhob sich ein Sturm des Widerstands. Bedeutete sie doch nichts anderes, als dass England der Hort des Freihandels, seinen Grundsätzen, für die er so eifrig geworben hatte, untreu wurde. Die freihändlerischen Stimmungen der ganzen Welt wandten sich gegen den Befürworter solcher „Imperial Federation“. Aus dem Studium der bedeutenden Reden Chamberlains hatte ich die Überzeugung gewonnen, dass sich trotz allem Widerspruch die imperialistischen Ideen in England durchsetzen würden; es sei nötig, damit zu rechnen. Aber der in Deutschland verbreitete Oppositionsgeist drang auch in den Hörsaal der Handels-Hochschule, und als ich eine Vorlesung mit den Worten schloss: Es wird doch eine Zeit kommen, die zu den bedeutendsten Staatsmännern Englands zählen wird – Joe Chamberlain und dann schnellstens verschwand, sodass Scharren zwecklos wurde, da hatte das zur Folge, dass ich in der Studentenschaft den Spitznamen „Chamberlain“ erhielt; es wurde sogar behauptet, ich sähe ihm ähnlich. Und etwas Wahres muss daran gewesen sein. Denn als ich Jahre darauf, als an Stelle Joe Chamberlains seine Söhne Austen und Neville schon eine Rolle zu spielen begonnen hatten, auf einer Urlaubsreise in Florenz war, kam nach dem ersten Mittagessen in einer englischen Pension ein besonders aristokratisch aussehender Engländer mit einer respektvollen Verbeugung auf mich zu und fragte in devotem Ton: Mr. Austen Chamberlain? Heute bin ich überzeugt, dass meine Stellungnahme die erwähnten Kronprinzenpläne ins Wanken gebracht hatte. Anscheinend unter dem Einfluss des deutschen Botschafters in London schlug die Stimmung jedoch um. Ich wurde einige Zeit später nach Potsdam zu einem Vortrag im Stadtschloss über „Wandlungen in der neusten Handelspolitik“ eingeladen, zu dem sich ein grösserer Teil der jungen Hofgesellschaft eingefunden hatte.

Auch in Köln erlebte ich einen Umschwung. Eines Tages nämlich erschien Althoff dort und kam zum ersten Mal auf meine Vorlesungen beim Kronprinzen zu sprechen. Ich fragte, was denn bei diesen Vorträgen, mit denen doch ein ungewöhnliches Mass von Verantwortung verbunden sei, von mir erwartet werde. Darauf erhielt ich die Antwort, das werde ganz mir überlassen, im allgemeinen erwarte man eine Darstellung im Schmollerschen Sinn. Diese Antwort befriedigte mich wenig. Bestimmteres war aber nicht zu erfahren. Die ganze Verantwortung wurde mir zugeschoben, was mich immer wieder beunruhigt hat.

Im Juni 1902 erhielt ich vom militärischen Begleiter des Kronprinzen, Oberst v. Prittwitz, die Mitteilung, dass ich für das kommende Wintersemester ausersehen sei, dem Kronprinzen über Spezielle Volkswirtschaftslehre wöchentlich in drei Stunden ein Privatissimum zu halten. Im Oktober fingen die Vorlesungen an und allen Bonner Prophezeihungen zum Trotz machte sie mir grosse Freude. Mein Zuhörer schien mir gern zu lauschen. Aber ganz sicher war ich meiner Sache nicht, zumal da bisher beim Kronprinzen noch kein Dozent befriedigt gewesen war. Da wurden auf dem „Rektoren“ – Rektor war Professor Ernst Zitelmann – meine Zweifel verscheucht. Nach dem Essen kam der Kronprinz nämlich zu mir und sprach sehr lange mit mir, sichtlich bestrebt, mir sein besonderes Wohlwollen zu zeigen.

Dieses Zusammentreffen hatte zur Folge, dass der Kronprinz hinfort in den Vorlesungen manchmal in ein lebhaftes Zwiegespräch auslöste. Dabei kam die Eigenart meines Schülers immer deutlicher zum Ausdruck. Es zeigte sich, dass er von den Pflichten seiner hohen Stellung tief durchdrungen war. Wenn er überzeugt war, dass es sich um etwas für ihn Wichtiges handle, brachte er nicht nur ein Höchstmass interessierter Aufmerksamkeit auf, sondern griff auch an den richtigen Stellen mit klugen Fragen in die Erörterung ein. Er zeigte eine grosse geistige Beweglichkeit und ein bisher wenig beschwertes treffliches Gedächtnis. Alles ohne Eitelkeit, nur im Streben, das Wesentliche zu erfassen. Es schien mir einen erfreulichen Ausblick in die Zukunft zu gewähren.

Der schöne Eifer, den auch sein an den Vorlesungen teilnehmender Begleiter v. Stülpnagel zu teilen schien, wurde aber augenscheinlich nicht überall gern gesehen. Nach wenigen Wochen, als die Vorlesung im besten Zuge war, wurden sie jäh unterbrochen, indem der Kronprinz von einem Tag zum anderen zu einer Hofjagd befohlen wurde, und einige Zeit darauf geschah das noch empfindlicher, indem er ebenso unvermittelt eine Reise nach St. Petersburg unternehmen musste. Ich erfuhr im Grunde nur die Tatsache der Unterbrechung meiner Vorlesung. Verwunderung darüber schien auch bei der militärischen Begleitung des Kronprinzen vorhanden zu sein. Als ich sie meinerseits zu erkennen gab, wurde ich beruhigt und mir gleichsam als persönliche Auszeichnung mitgeteilt, dass der Kronprinz während meiner Vorlesung nicht, wie in anderen, Ansichtspostkarten als Weihnachtsgeschenke male. Diese Mitteilung verhinderte nicht die Unterbrechung meiner Arbeitsfreudigkeit. Dass eine Minderung nicht im Sinne des Kronprinzen lagen, zeigte er mir durch Übersendung eines persönlich geschriebenen freundlichen Grusses. Aber hinter den Kulissen schienen sich allerlei Umtriebe abzuspielen. Dafür sprach auch, dass Althoff plötzlich wieder in der Handels-Hochschule erschien; er äusserte sich sehr befriedigt über alles, das ich ihm hier zeigen konnte, und erbat sich einen schleunigen Bericht über mein Privatissimum beim Kronprinzen, der noch nicht nach Bonn zurückgekehrt war. Ich erstattete ihn sehr offenherzig binnen zwölf Stunden. Er bezeichnete ihn in einem eigenhändig geschriebenen Abschiedsgruss als „vortrefflich“ und wollte ihn dem Kaiser vorlegen.

Der Kronprinz erschien auch nach einiger Zeit wieder und war mir gegenüber von auffallender Freundlichkeit. Der alte vertraute Charakter der Vorlesung stellte sich alsbald wieder her, entwickelte sich sogar noch weiter. Sowohl mein Schüler als auch ich waren der Überzeugung, dass die Vorlesung nicht ohne Nutzen sei. Ich habe später noch manches Privatissimum zu lesen gehabt, ich sah auf keines mit solcher Befriedigung zurück wie auf dieses. Es war allerdings starken Anfechtungen und Entstellungen ausgesetzt und blieb infolge der Unterbrechung Stückwerk, was aber auch der Kronprinz mit Bedauern empfand.

Diesen Vorlesungen schlossen sich weitere an. Die bedeutsamsten waren für den Herzog Karls Eduard von Sachsen-Coburg und Gotha, einen Sohn des verstorbenen Herzogs von Albany, des Bruders des damals regierenden Königs Eduard VII von England. In England aufgewachsen, war er mit der deutschen Sprache und den deutschen Verhältnissen bisher wenig bekannt. Auch war er noch minderjährig, sollte aber demnächst die Regierung in seinem Ländchen übernehmen. Daraus ergaben sich die Ziele, die in meinen Vorlesungen zu verfolgen waren. Anfangs spürte ich, dass der sympatische junge Herzog stark unter Heimweh zuleiden hatte. Er freute sich, dass ich auch Englisch mit ihm sprechen konnte und bei meiner Darlegung der deutschen Verhältnisse manchmal auf sein Geburtsland Bezug nahm. Er war ein aufmerksamer, aber schweigsamer Zuhörer, der durch seine liebenswürdige Bescheidenheit mich ganz zu gewinnen wusste. Auch glaubte ich, in der Verfolgung der angedeuteten Ziele Erfolge verzeichnen zu können. Aber ich hatte eine überlegene Konkurrenz: das Corps Borussia. So wenig es für den deutschen Kronprinzen zu bedeuten schien, so wichtig war es für den Herzog. Das zeigte sich in dramatischer Art. Eines Tages hatte ich lange auf den Herzog in seiner Villa zu warten. Als er erschien, war er glückstrahlend. Er hatte einen blutigen Kratzer an der Stirn, und es stellte sich heraus, dass er den besten Fechter im Bonner S.C. „abgestochen“ hatte. Als ich zur nächsten Vorlesung erschien, war die Villa verwaist; der Herzog abgereist; sein trefflicher Begleiter, der an den Vorlesungen teilnahm, v. Gillinghausen, abgesetzt; alles in Verwirrung. Der Grund war, dass es Prinzen verboten war, Messuren zu fechten. Der Kaiser war empört über die Überschreitung dieses Verbots und hatte mit aller Strenge eingegriffen. Nach einer Weile glätteten sich die Wogen. Unzweifelhaft hat diese Messur günstig auf den Herzog gewirkt. Sie hob sein Selbstgefühl und förderte die deutsche Kameradschaft.

Auch den drei Brüdern des Kronprinzen, welche die Bonner Universität nach einander besuchten, hatte ich Privatvorlesungen zu halten. Keiner von ihnen hat sich so lebhaft wie der Kronprinz mit Fragen bei ihnen beteiligt. Die wirtschaftlichen Verhältnisse interessierten sie wenig. Prinz Eitel-Friedrich war durch und durch Soldat, ein schwerfälliger, vielleicht auch schwermütiger Mensch. Es war nicht leicht, von ihm ein lebendiges Bild zu bekommen. Ganz anders Prinz August Wilhelm. Er war beweglich und heiter, hatte künstlerische Interessen und Talente, war augenscheinlich ein Liebling der Familie. Wirtschaftliche Fragen lagen auch ihm damals fern, und ob meine Lehrtätigkeit ihm etwas bedeutet hat, ist mir nicht klar geworden. Endlich als dritter Prinz Oskar. Er erinnerte mich an seinen Grossvater. Konnte beim Prinzen August Wilhelm vielleicht noch Ehrgeiz die Rede sein, bei Prinz Oskar nicht. Pflichtgefühl und Bescheidenheit spielten in seinem Wesen eine Rolle; allem Gepränge schien er abgeneigt zu sein; er hatte bürgerliche Charakterzüge.

Wenn ich mir die Aufgaben, die auf mich gehäuft wurden, mit ihrer Neuheit und Verantwortung, ihrer äusseren und inneren Unruhe vergegenwärtige und zugleich bedenke, dass ich damals in meiner Familie infolge Erkrankung meiner Mutter Sorgen und Aufregungen wie nicht seit dem Tode meines Vaters hatte, so war es kaum verwunderlich, dass sich Zeichen der Überanstrengung bei mir geltend machten. Die akademischen Ferien kamen zur Erholung für mich wenig in Betracht, weil in ihnen die anfangs umfangreichen Vorbereitungen für das neue Semester an der Handels-Hochschule getroffen werden mussten. Auch wurden sie sonst vielfältig in Anspruch genommen. Besonders hart empfand ich es, dass ich in den „Ferien“ nach dem ersten Kölner Semester ein Referat für die Generalverwaltung des Vereins für Sozialpolitik, noch dazu über die am heftigsten umstrittene Frage der Zeit, die Gestaltung der

Handelspolitik, auszuarbeiten hatte; und Ähnliches wiederholte sich fast jedes Frühjahr und jeden Herbst. Dass auch im Semester noch allerhand Reden und Vorträge hinzukamen, braucht kaum gesagt zu werden. Manchmal hatte ich den Eindruck, man mache sich gar nicht klar, dass alle solche Leistungen mit Arbeit, oft viel Arbeit, im damaligen Köln sogar mit ungewöhnlich viel Arbeit verbunden waren.

So fing Schlaflosigkeit an, mich zu plagen. Ich liess mich untersuchen mit dem Ergebnis: alle Organe „wie neu“, nur „nervöse Erschöpfung“, längere Ausspannung sehr wünschenswert. Auf Grund dieses Befundes glaubte ich ohne besondere Massnahmen wieder hoch kommen zu können, zumal da sich der Betrieb an der Handels-Hochschule schon in festen Bahnen bewegte. Aber von befreundeten Seiten wurde mir zu einer energischen Kur sehr geraten. Auch Oberbürgermeister Becker drang „im eigenen Interesse“, wie er sagte, auf mich ein, ich solle jetzt einmal auch an mich denken und mich zu voller Wiederherstellung meiner Gesundheit für das ganze Semester beurlauben zu lassen. Ich konnte mich dazu jedoch schwer entschliessen. Da erfuhr ich, dass Max Weber, den ich für einen Hühnen nicht nur an Geisteskraft, sondern auch an Körperkraft gehalten hatte, durch Überarbeitung so zusammengebrochen sei, dass er seinen Lehrberuf aufgeben wolle, weil er Besserung erhoffe, wenn er sich von keiner Verpflichtung mehr bedrängt fühle. Ich liess mir also für das Sommer-Semester sowohl in Köln, wie auch in Bonn Urlaub geben. Ich beschloss, auf den „Weissen Hirsch“ zu Dr. Lahmann zu ziehen, da ich viele kannte, denen der Aufenthalt dort gut getan hatte, und mein Bruder in Dresden für mich leicht erreichbar war. Aber diese Wahl erwies sich für mich nicht günstig. Ich bekam eine schwere Darmblutung, die Dr. Lahmann als nötige Krise begünstigte, die aber von anderer ärztlicher Seite recht ungünstig beurteilt wurde. Jedenfalls musste mit der Erholung von neuem und auf andere Art begonnen werden.

Die Entscheidung fiel jetzt zu Gunsten des Hochgebirges und zwar der französischen Schweiz aus, wobei ich mich der Hoffnung hingab, mich dort in der Handhabung der französischen Sprache verbessern zu können, was ich als dringendes Bedürfnis empfand. Über den Genfer See, dessen Schönheit mir noch unbekannt war, ging es nach Finhaut, einem hoch am steilen Abhang gelegenen, fast nur aus Hotels bestehenden Gebirgsort, in dem viel mehr Englisch als Französisch gesprochen wurde, aber herrliche Luft, angenehme Stille und gesunde Langeweile herrschten. Ich fühlte mich hier ziemlich unglücklich, da von Besserung nichts zu spüren war. Wohltuend waren Briefe von Oberbürgermeister Becker voll rührender Fürsorge; in einem teilte er mir zu meiner Überraschung mit, dass mein Gehalt mit Rücksicht auf meine bisherige Tätigkeit um mehrere tausend Mark gesteigert sei. Lange hielt ich es aber in dieser Bergeinsamkeit nicht aus. Als ich erkannte, wie schön hier rings die Welt war, erwachte die alte Wanderlust, anfangs zaghaft und dann immer stärker. In mehreren Wochen durchwanderte ich einige der schönsten Täler der Schweiz und genoss die Wunder der mir noch wenig bekannten Alpenwelt in immer volleren Zügen. Die Wanderungen wurden stets länger, der Schritt schneller, der Sinn leichter. Die Erholung setzte endlich ein. Nach einiger Zeit freute ich mich auf die Arbeit, die meiner wartete.

Als ich Ende September in Köln wieder eintraf, war man dort im Kreise meiner Mitarbeiter über mein Wiedererscheinen aufrichtig erfreut; ganz besonders der Oberbürgermeister nahm mich mit geradezu rührender Herzlichkeit auf. Meine Rückkehr traf mit einem Fest zusammen; denn es wurde in Köln das Denkmal der Kaiserin Augusta, die stets besondere Beziehungen zum Rheinland gehabt hatte, mit einer grossen Feier eingeweiht. Zu ihr war vor allem die Tochter der Kaiserin, Grossherzogin von

Baden, und der älteste Urenkel, der deutsche Kronprinz, eingeladen. Nach der Galatafel im Gürzenich liess der Kronprinz mich in das Nebengemach kommen, in dem nur eine kleine Schar zugelassen war, und dort hat er sich lange in seiner netten und klugen Art über Vorlesungen und manches Andere mit mir unterhalten. Unmittelbar darauf liess mich die Grossherzogin von Baden rufen. Sie schien mir ihrer Mutter sehr ähnlich zu sein, machte aber einen traurig verfallenen Eindruck. Sie wollte über die Handels-Hochschule noch allerlei erfahren, liess mich aber kaum zu Worte kommen. Das war meine einzige persönliche Begegnung mit einem Mitglied der Generation Kaiser Friedrichs. Es war merkwürdig, wie stark sie die Gedanken in die Vergangenheit lenkte. Der freundliche Empfang in Köln und meine wieder gewonnene Frische erleichterte die Wiederaufnahme der mannigfaltigen Arbeiten in Köln und Bonn; sie konnten aber auf die Dauer Befürchtungen nicht verdrängen. Diese Befürchtungen lagen zunächst auf parteipolitischem Gebiet.

In Köln hatte man gewissermassen Geschmack an der Hochschule gefunden. Zunächst richtete sich das Interesse auf eine Verwaltungsakademie, wie sie Frankfurt geschaffen hatte. Aus ganz anderen Gründen wurde auch wie in Düsseldorf eine Medizinische Akademie ins Leben gerufen. Das weckte die Erinnerung, dass Köln bis zum Ende des 18. Jahrhunderts eine Universitätsstadt war. Konnte sie das nicht wieder werden? Warum sich mit Stückwerk begnügen? Schon zu Anfang des 19. Jahrhunderts, als die Gebiete der Rheinlande an das protestantische Preussen fielen, war der Versuch gemacht worden, in Köln eine grosse katholische Universität ins Leben zu rufen. Er war damals zu Gunsten einer „paritätischen“ Universität in Bonn gescheitert. Aber der alte Plan einer „wirklich katholischen“ Universität entwickelte sich jetzt in vorsichtigen Formen zu einem allgemeinen Kölner Ehrgeiz.

Dass eine Universität, in welcher die Handels-Hochschule aufgehen sollte, mit den Gedanken der Mevissenschen Stiftung nicht in Einklang stand, wurde den meisten wohl nicht bewusst. Jedenfalls verdüsterte sich für mich der Ausblick. Aus tiefer Überzeugung war ich für die Mevissenschen Gedanken eingetreten, für sie aussichtslos in der Defensive zu kämpfen, lockte mich nicht. Ich stand daher der Frage meines Fortgangs nicht ablehnend gegenüber, als ich den Ruf auf den ordentlichen Lehrstuhl der Staatswissenschaften erhielt, den der nach Heidelberg berufene Professor Gothein bisher in Bonn eingenommen hatte.

Mein Werk in Köln im Stich zu lassen, wurde mir allerdings schwer, gerade weil ich sah, dass ihm Gefahr drohte. Auch fehlte es nicht an Einzelaufgaben, die mich lockten. Abgesehen vom Neubau für die Handels-Hochschule, dessen Plan der Ausführung harrte, war mir viel daran gelegen, die Ausflüge und Besichtigungen noch weiter auszugestalten. Ich hatte ja selbst erfahren, welche geistige Bereicherung Auslandsreisen zu bieten vermögen; daher hatte ich mich an die Hamburg-Amerika-Linie gewandt, deren Generaldirektor Ballin und deren Leiter des Informationsbüros mir bekannt waren, und die Verhandlungen hatten sich aussichtslos entwickelt. Auch sonst gab es natürlich noch mancherlei, was ich ungern aus der Hand gab. Aber ich fühlte ein Bedürfnis, mehr als bisher den „Professor“ in mir zu seinem Recht kommen zu lassen. Oberbürgermeister Becker kam meinen Wünschen entgegen: ich sollte im Kuratorium der Handels-Hochschule und in ihrem Lehrkörper bleiben. So entschloss ich mich zum Abschied und nahm den Bonner Ruf an. Ich erlebte in schönster Weise die Dankbarkeit und Anhänglichkeit der Kölner Studentenschaft, aber sah trotzdem mit Sorge in die Zukunft.

Die Gefahr war zunächst noch nicht gross. Erst nach dem unglücklichen Ende des ersten Weltkrieges liessen sich die Kölner Universitätspläne verwirklichen. Zugleich knüpften sich eigenartige neue Beziehungen zu Köln. Mein Bruder wurde nämlich von Oberbürgermeister Adenauer von Hamburg nach Köln berufen, um in Verbindung mit der Entfestigung die dringend nötige Sanierung des Stadtorganismus durchzuführen. Dadurch kam auch ich mit der Stadt, in der ich vier Jahre mit jugendlichem Feuereifer gewirkt hatte, in neue Fühlung; geschah das auch nur mittelbar, ich empfand doch die grosse Arbeit meines Bruders wie eine Art Fortsetzung des eigenen Wirkens.